

JERZY
KOSINSKI

DER
BEMALTE
VOGEL

Aus dem Amerikanischen von Andreas Decker

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Painted Bird*
erschien 1965 im Verlag Houghton Mifflin.
Copyright © 1965, 1976 by Jerzy N. Kosinski

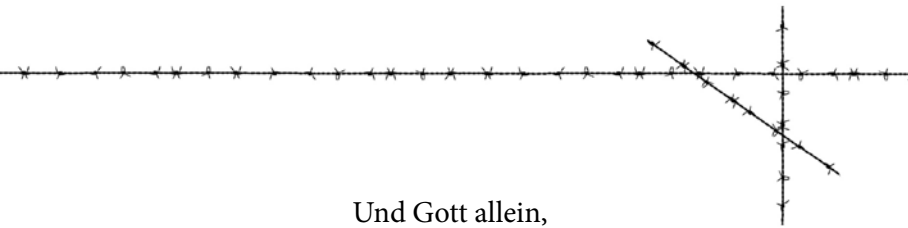
Hinweis:

In diesem Buch haben wir rassistische und diskriminierende Begriffe und Äußerungen unverändert im Text belassen, sofern sie von einem Protagonisten diskriminierend und beleidigend gemeint sind. Wir bitten unser Publikum, das Buch im zeitlichen und inhaltlichen Kontext zu begreifen, und zu verstehen, dass eine Bereinigung dieser Begriffe das Buch verfälschen und verharmlosen würde. Unser Verlag lehnt Rassismus und Diskriminierung natürlich ab.

1. Auflage Juli 2024
Copyright © dieser Ausgabe 2024
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Titelbild: VISIVA/99design
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-150-9
eBook 978-3-98676-151-6

Zum Gedenken an meine Frau Mary Hayward Weir,
ohne die selbst die Vergangenheit
ihre Bedeutung verlieren würde.



Und Gott allein,
fürwahr allmächtig,
wusste, dass sie Säugetiere waren,
aber von einer ganz anderen Gattung.

Wladimir Majakowski

1

In den ersten Wochen des Zweiten Weltkriegs wurde ein sechsjähriger Junge im Herbst 1939 wie Tausende anderer Kinder von seinen Eltern in die Sicherheit eines abgelegenen Dorfes geschickt.

Ein Mann auf dem Weg nach Osten erklärte sich für eine beträchtliche Summe bereit, eine zeitweilige Pflegefamilie für das Kind zu finden. Den Eltern blieb keine große Wahl, also vertrauten sie ihm den Jungen an.

Die Eltern glaubten, sein Überleben im Krieg auf die beste Weise gewährleisten zu können, indem sie ihn fortschickten. Wegen der Antinaziaktivitäten des Vaters vor dem Krieg mussten sie notgedrungen untertauchen, um der Zwangsarbeit in Deutschland oder der Gefangenschaft in einem Konzentrationslager zu entgehen. Sie wollten das Kind vor diesen Gefahren retten und hofften, irgendwann wieder vereint zu werden.

Aber die Ereignisse machten ihre Pläne zunichte. Im Chaos von Krieg und Besetzung sowie der kontinuierlichen Umsiedlung ganzer Bevölkerungsgruppen verloren die Eltern den Kontakt zu dem Mann, der ihr Kind in dem Dorf untergebracht hatte. Sie mussten der Möglichkeit ins Auge sehen, ihren Sohn nie wiederzufinden.

In der Zwischenzeit starb die Pflegemutter des Jungen zwei Monate nach seiner Ankunft, und das Kind blieb sich selbst überlassen, wanderte von einem Dorf ins

andere, fand manchmal eine Unterkunft und manchmal auch nicht.

Die Dörfer, in denen der Junge die nächsten vier Jahre verbringen sollte, unterschieden sich ethnisch von der Region, in der er zur Welt gekommen war. Die Bauern waren von Isolation und Inzucht geprägt und hatten helle Haut, blonde Haare und blaue oder graue Augen. Der Junge hatte olivfarbene Haut, schwarze Haare und schwarze Augen. Seine Sprache war die der gebildeten Schichten, eine Sprache, die die Landbevölkerung im Osten kaum verstehen konnte.

Man hielt ihn für einen Zigeuner oder einen jüdischen Flüchtling, und Zigeunern oder Juden, die in Ghettos oder Vernichtungslager gehörten, Unterschlupf zu gewähren setzte Einzelpersonen oder Gemeinden den brutalsten Strafmaßnahmen der Deutschen aus.

Die Dörfer in jener Gegend waren seit Jahrhunderten vernachlässigt worden. Nur mühsam zu erreichen und fernab von allen urbanen Zentren stellten sie die zurückgebliebensten Teile Osteuropas dar. Es gab weder Schulen noch Krankenhäuser, nur wenige asphaltierte Straßen oder Brücken, keine Elektrizität. Die Menschen lebten nach Art ihrer Urgroßväter in kleinen Siedlungen. Die Dörfer stritten über Forst- und Wasserrechte, um die Seen. Als einziges Gesetz galt das traditionelle Recht des Stärkeren und Reicheren über die Schwächeren und Ärmeren. Was die Religion anging, war die Bevölkerung in Katholiken und Orthodoxe gespalten; vereint war sie lediglich in ihrem extremen Aberglauben und den zahllosen Krankheiten, die Menschen und Tiere gleichermaßen heimsuchten.

Sie waren ungebildet und brutal, was aber kaum ihre Schuld war. Der Boden war schlecht, das Klima rau. Die Flüsse waren größtenteils leer gefischt und überfluteten häufig die Wiesen und Felder, um sie in Sumpf zu verwandeln. Die Region wurde von großen Flächen Marschland durchzogen, während die dichten Wälder seit ewigen Zeiten Banden von Rebellen und Gesetzlosen Unterschlupf boten.

Die Besetzung dieses Teils des Landes durch die Deutschen verschlimmerte das Elend und die Rückständigkeit nur noch. Die Bauern mussten einerseits den größten Teil ihrer mageren Ernte an die Besatzungstruppen abliefern, andererseits aber auch an die Partisanen. Jede Weigerung konnte Strafexpeditionen zur Folge haben, die die Dörfer in qualmende Ruinen verwandelten.

Ich lebte in Martas Hütte und wartete jeden Tag und jede Stunde darauf, dass meine Eltern mich abholen kamen. Weinen half nichts, meine Tränen waren Marta völlig egal.

Sie war alt und krumm, als wollte sie sich in zwei Hälften brechen, konnte es aber nicht schaffen. Ihr langes Haar, das nie gekämmt worden war, bestand aus zahllosen dicken verfilzten Zöpfen, die unmöglich voneinander zu trennen waren. Sie bezeichnete sie als Elfenlocken. Darin nisteten böse Mächte, die sie weiter verflochten und Marta langsam senil machten.

Gestützt auf einen knorrigen Stock humpelte sie herum und murmelte unablässig vor sich hin, in einer Sprache, die ich nicht richtig verstehen konnte. Ihr kleines verwittertes Gesicht wurde von einem Netz aus

Falten zerfurcht, ihre Haut war so rötlich braun wie ein zu lange gebackener Apfel. Ihr geschrumpfter Körper zitterte ständig wie von einem inneren Sturmwind geschüttelt, und die Finger ihrer knorrigen Hände, deren Gelenke durch Krankheit angeschwollen waren, hörten nie auf zu zittern, während der Kopf auf dem langen, dünnen Hals in alle Richtungen nickte.

Ihre Augen waren schlecht. Sie starrte durch winzige Schlitze unter wulstigen Augenbrauen ins Licht. Ihre Lider glichen tief gepflegten Ackerfurchen. Die Augen trännten unablässig; die Tränen liefen durch tief eingegrabene Kanäle das Gesicht hinunter, um mit den ewig fließenden Rotzfäden aus ihrer Nase und den Speichelbläschen auf ihren Lippen zu verschmelzen. Sie sah aus wie ein alter Bovist, graugrün und völlig verrottet, der auf einen letzten Windstoß wartete, der den schwarzen, trockenen Staub aus seinem Inneren blies.

Zuerst hatte ich Angst vor ihr und schloss die Augen, wenn sie sich näherte. Dann bekam ich nur ihren üblen Körpergeruch mit. Sie schlief stets in ihren Kleidern. Das war der beste Schutz gegen die Gefahren der zahllosen Krankheiten, die frische Luft möglicherweise in den Raum hineintrug.

Um die Gesundheit zu bewahren, behauptete sie, sollte man sich nicht öfter als zweimal im Jahr waschen, Weihnachten und Ostern, und auch dann nur flüchtig und ohne sich auszuziehen. Heißes Wasser benutzte sie nur, um die zahllosen Hühneraugen und eingewachsenen Zehennägel ihrer verkrümmten Füße zu lindern. Darum steckte sie sie ein- oder zweimal die Woche ins Wasser.

Sie strich mir oft mit den alten, zittrigen Händen, die so sehr an einen Gartenrechen erinnerten, durchs Haar. Sie ermunterte mich, draußen auf dem Hof zu spielen und mich mit den Haustieren anzufreunden.

Irgendwann begriff ich, dass sie gar nicht so gefährlich waren, wie sie aussahen. Ich erinnerte mich an die Geschichten über sie, die mir mein Kindermädchen aus einem Bilderbuch vorgelesen hatte. Diese Tiere hatten ihr eigenes Leben geführt, sie liebten und stritten sich und diskutierten in ihrer eigenen Sprache.

Die Hennen drängten sich im Hühnerhaus und drängelten einander zur Seite, um an die Körner zu kommen, die ich ihnen hinwarf. Ein paar von ihnen stolzierten in Paaren, andere hackten auf die Schwächeren ein und badeten in Regenpfützen oder spreizten die Federn eitel über ihre Eier und schliefen sofort ein.

Seltsame Dinge trugen sich auf dem Bauernhof zu. Gelbe und schwarze Küken schlüpfen und ähnelten kleinen lebendigen Eiern auf dünnen Beinen. Einmal gesellte sich ein einsames Taubenmännchen zu der Hühnerherde. Es war offensichtlich nicht willkommen. Als der Täuberich mit schlagenden Flügeln mitten zwischen den Hühnern landete und Staub aufwirbelte, stoben sie ängstlich auseinander. Als er ihnen den Hof machte und sich mit einem affektierten Schritt gurrend näherte, standen die Hennen hochnäsiger da und betrachteten ihn verächtlich. Jedes Mal wenn er näher kam, liefen sie unweigerlich gackernd davon.

Als der Täuberich eines Tages wie üblich versuchte, mit den Hennen und Küken Kontakt aufzunehmen, stürzte ein kleiner schwarzer Umriss aus den Wolken.

Die Hennen rannten mit viel Getöse in Richtung Scheune und Hühnerstall. Die schwarze Kugel fiel wie ein Stein auf die Herde. Nur der Täuberich hatte kein Versteck. Bevor er überhaupt Gelegenheit hatte, die Flügel auszubreiten, drückte ihn ein kräftiger Vogel mit einem scharfen, gekrümmten Schnabel zu Boden und hieb auf ihn ein. Die Federn der Taube färbten sich rot mit Blutstropfen. Marta kam aus der Hütte gelaufen und schwang einen Stock, aber der Falke stieg geschmeidig in den Himmel, den leblosen Taubenkörper im Schnabel.

In einem besonderen kleinen und sorgfältig umzäunten Feldgarten hielt Marta eine Schlange. Das Tier glitt geschmeidig durch das Laub, dabei züngelte die gespaltene Zunge wie eine Fahne bei einer Militärparade. Der Welt schenkte die Schlange keine Beachtung; ich vermochte nie zu sagen, ob sie mich überhaupt wahrnahm.

Bei einer Gelegenheit verbarg sie sich tief im Moos ihres Nests und blieb dort lange Zeit ohne Nahrung oder Wasser, um sich seltsamen Mysterien hinzugeben, über die selbst Marta nichts sagen wollte. Als sie schließlich wieder zum Vorschein kam, glitzerte ihr Kopf wie eine eingeölte Pflaume. Dann veranstaltete sie ein unglaubliches Schauspiel. Sie versank in Reglosigkeit, ihr zusammengeringerter Körper bebte sanft. Dann kroch sie aus ihrer Haut und sah plötzlich dünner und jünger aus. Sie züngelte nicht länger, sondern schien darauf zu warten, dass die neue Haut hart wurde. Die alte, halb durchsichtige Haut war völlig abgeworfen worden und wurde nun von respektlosen Fliegen umschwärmt. Marta hob sie andächtig in die Höhe

und versteckte sie an einem geheimen Ort. So eine Haut besitze wertvolle Heilkräfte, verkündete sie, aber ich sei noch zu jung, um sie zu verstehen.

Marta und ich hatten diese Verwandlung voller Erstaunen verfolgt. Sie hatte mir erzählt, die menschliche Seele verlasse den Körper auf ähnliche Weise, um hinauf zu Gottes Füßen zu fliegen. Nach ihrer langen Reise hebe Gott sie mit seinen warmen Händen auf und wiederbelebe sie mit seinem Atem. Dann verwandele er sie entweder in einen himmlischen Engel oder schleudere sie hinunter in die Hölle, wo sie für alle Ewigkeit im Feuer schmoren konnte.

Oft kam ein kleines rotes Eichhörnchen zu Besuch. Nach einer Mahlzeit tanzte es auf dem Hof, pochte mit seinem langen Schwanz auf den Boden, quiekte leise, sprang umher und ängstigte die Hühner und Tauben.

Das Eichhörnchen besuchte mich täglich und setzte sich auf meine Schulter, küsste meine Ohren, meinen Hals und die Wangen, zerzauste mein Haar mit seiner sanften Berührung. Nach seinem Spiel verschwand es wieder in dem Wald hinter dem Feld.

Eines Tages hörte ich Stimmen und rannte den nahe gelegenen Hügel hinauf. Im Schutz der Büsche sah ich entsetzt, wie ein paar Dorfjungen mein Eichhörnchen über das Feld jagten. Mit einem wilden Spurt versuchte es die Sicherheit des Waldes zu erreichen. Die Jungen warfen Steine in seinen Weg, um es davon abzuschneiden. Das kleine Geschöpf wurde schwächer, die Sprünge wurden kürzer. Schließlich fingen die Jungen es ein, aber es kämpfte tapfer weiter und biss zu. Dann beugten sie sich über das Tier und gossen aus einer

Dose Flüssigkeit darüber. Etwas Schreckliches würde passieren, das spürte ich genau, und ich versuchte mir verzweifelt etwas einfallen zu lassen, wie ich meinen kleinen Freund retten konnte. Aber es war zu spät.

Einer der Jungen zog einen glühenden Ast aus der Dose, die er mit einem Riemen über die Schulter geschwungen hatte, und berührte das Tier damit. Dann warf er das Eichhörnchen auf den Boden, wo es sofort in Flammen stand. Mit einem Quieken, das mir den Atem verschlug, sprang es in die Höhe, als wollte es dem Feuer entkommen. Die Flammen hüllten es ein; nur der buschige Schwanz wedelte noch eine Sekunde lang. Der kleine, qualmende Körper wälzte sich im Staub und lag dann still da. Die Jungen lachten und stießen ihn mit einem Stock an.

Da mein Freund nun tot war, hatte ich niemanden mehr, auf den ich morgens warten konnte. Ich erzählte Marta, was passiert war, aber sie schien mich nicht zu verstehen. Sie murmelte etwas vor sich hin, betete und warf ihren geheimen Zauber über den Haushalt, um den Tod abzuwehren, der, wie sie behauptete, in der Nähe lauerte und eintreten wollte.

Marta wurde krank. Sie klagte über stechende Schmerzen unter den Rippen, wo das Herz für alle Zeiten in seinen Käfig eingesperrt flattert. Sie behauptete, Gott oder der Teufel hätte eine Krankheit dorthin geschickt, um ein weiteres menschliches Wesen zu vernichten und ihrer Zeit auf Erden damit ein Ende zu bereiten. Ich konnte nicht verstehen, warum sie nicht einfach wie die Schlange ihre Haut abwarf und wieder von vorn zu leben begann.

Als ich ihr das vorschlug, wurde sie böse und verfluchte mich dafür, ein blasphemischer Zigeunerbastard zu sein, ein Kind des Teufels. Krankheiten würden sich in einen Menschen schleichen, wenn er es am wenigsten erwartete, sagte sie. Vielleicht würde die Krankheit genau hinter einem auf dem Wagen sitzen, einem auf die Schultern springen, wenn man sich bückte, um im Wald Beeren zu pflücken, oder kröche aus dem Wasser, wenn man den Fluss in einem Boot überquerte. Krankheiten würden sich unsichtbar und hinterhältig durch Luft, Wasser oder die Berührung eines Tieres oder Menschen in den Körper schleichen; oder sie würden sogar aus einem Paar schwarzer Augen kommen, die dicht an einer Habichtsnase sitzen – dabei blickte sie mich misstrauisch an. Solche Augen, die auch als Zigeuneraugen oder Hexenaugen bekannt sind, konnten schreckliche Krankheiten, Pestilenz oder den Tod bringen. Darum verbot sie mir, ihr direkt in die Augen zu schauen; das galt auch für das Vieh auf dem Hof. Sollte ich ihr oder einem der Tiere jemals direkt in die Augen blicken, sollte ich schnell dreimal ausspucken und mich bekreuzigen.

Sie geriet oft in Wut, wenn der Brotteig, den sie knetete, sauer wurde. Dafür gab sie mir die Schuld, ich hätte einen Zauber gewirkt und würde zur Strafe zwei Tage lang kein Brot bekommen. Um Marta zu gefallen und ihr nicht in die Augen zu sehen, ging ich mit geschlossenen Augen durch das Haus, stolperte über Möbel, trat Eimer um und zertrampelte draußen Blumenbeete, stieß wie eine vom Licht geblendete Motte gegen alles Mögliche. In der Zwischenzeit sammelte Marta Gänsefedern und

warf sie auf brennendes Holz. Dann wedelte sie den daraus resultierenden Qualm durch den ganzen Raum und murmelte dabei Zaubersprüche, die den bösen Bann austreiben sollten.

Schließlich verkündete sie, der Zauber sei vertrieben. Und sie behielt recht, denn beim nächsten Backen gab es gutes Brot.

Marta gab ihrer Krankheit und ihren Schmerzen nicht nach. Sie führte eine ständige, durchtriebene Schlacht mit ihnen. Machten ihr die Schmerzen sehr zu schaffen, nahm sie ein Stück rohes Fleisch und schnitt es in kleine Stücke, die sie in einen irdenen Krug legte. Dann schüttete sie Wasser darüber, das direkt vor Sonnenaufgang aus dem Brunnen geschöpft war. Der Krug wurde dann tief in einer Ecke der Hütte vergraben. Das würde ihre Schmerzen ein paar Tage lang lindern, behauptete sie, bis das Fleisch verfault war. Aber als die Schmerzen zurückkehrten, wiederholte sie die mühsame Prozedur.

Marta trank nie etwas in meiner Gegenwart und sie lächelte nie. Sie war der festen Überzeugung, dass sie mir damit Gelegenheit bieten würde, ihre Zähne zu zählen, und dass jeder auf diese Weise gezählte Zahn ein Jahr ihrer Lebensspanne abziehen würde. In der Tat hatte sie nicht mehr viele Zähne. Und ich begriff, dass in ihrem Alter jedes Jahr sehr kostbar war.

Ich versuchte zu essen und zu trinken, ohne meine Zähne zu zeigen, und ich übte im blauschwarzen Spiegel des Brunnens, mich mit geschlossenem Mund anzulächeln.

Ihre ausgegangenen Haare durfte ich nie vom Boden aufheben. Es war allgemein bekannt, dass selbst ein

einziges verloren gegangenes Haar schwere Halsschmerzen verursachen konnte, sollte der böse Blick darauf fallen.

Abends saß Marta am Herd, nickte vor sich hin und murmelte Gebete. Ich saß in der Nähe und dachte an meine Eltern. Ich dachte an meine Spielzeuge, die jetzt vermutlich anderen Kindern gehörten. Mein großer Teddybär mit den Glasaugen, das Flugzeug mit den beweglichen Propellern und seinen Passagieren, die man hinter den Fenstern sehen konnte, der kleine Panzer, der sich so leicht fahren ließ, und das Feuerwehrauto mit seiner ausfahrbaren Leiter.

Nahmen die Bilder in meinem Kopf schärfere und realere Konturen an, war es in Martas Haus plötzlich wärmer. Ich konnte meine Mutter am Klavier sitzen sehen. Ich hörte die Worte ihrer Lieder. Ich erinnerte mich an meine Angst vor einer Blinddarmoperation im Alter von nur vier Jahren, an die glänzenden Krankenhauskorridore und die Schlafmaske, die die Ärzte mir aufs Gesicht gedrückt hatten und wegen der ich nicht bis zehn hatte zählen können.

Aber meine Vergangenheit verwandelte sich schnell in eine Illusion wie die unglaublichen Fabeln meines alten Kindermädchens. Ich fragte mich, ob meine Eltern mich jemals wiederfinden würden. Wussten sie, dass sie in Gegenwart von Menschen mit dem bösen Blick niemals trinken oder lächeln durften, damit diese nicht ihre Zähne zählten? Ich erinnerte mich an das breite, entspannte Lächeln meines Vaters und sorgte mich; er zeigte so viele Zähne, dass er bestimmt bald sterben würde, wenn ein böser Blick sie zählte.

Als ich eines Morgens erwachte, war die Hütte kalt. Das Feuer im Herd war erloschen, und Marta saß noch immer in der Zimmermitte, die vielen Röcke untergeschlagen und die nackten Füße in einem Wassereimer.

Ich versuchte mit ihr zu sprechen, aber sie antwortete nicht. Ich kitzelte ihre kalte, steife Hand, aber die knorrigen Finger bewegten sich nicht. Die Hand hing von der Stuhllehne herab wie nasses Leinen an einem windstillen Tag von der Wäscheleine. Als ich ihren Kopf hob, schienen mich ihre wässrigen Augen anzustarren. Solche Augen hatte ich zuvor erst ein einziges Mal gesehen. Der Fluss hatte tote Fische ans Ufer gespült.

Marta, so schloss ich, wartete auf eine Häutung, und wie die Schlange durfte sie dabei nicht gestört werden. Obwohl ich mir dennoch unsicher war, was ich tun sollte, versuchte ich mich in Geduld zu üben.

Es war Spätherbst. Der Wind ließ die brüchigen Zweige knacken. Er riss die letzten zerknitterten Blätter ab und schleuderte sie in den Himmel. Hennen kauerten eulenhaft, schläfrig und deprimiert auf ihren Schlafplätzen, öffneten unwillig ein Auge nach dem anderen. Es war kalt, und ich wusste nicht, wie man ein Feuer entzündete. Sämtliche Bemühungen, mit Marta zu sprechen, riefen keine Reaktion hervor, sie saß reglos da und starrte auf etwas, das ich nicht sehen konnte.

Ich ging wieder schlafen, da ich nichts anderes zu tun hatte, zuversichtlich, dass Marta beim Aufwachen in der Küche umherwuseln und ihre traurigen Psalmen summen würde. Aber als ich abends erwachte, weichte sie noch immer ihre Füße ein. Ich hatte Hunger, und die Dunkelheit machte mir Angst.

Ich entschied, die Öllampe zu entzünden. Ich machte mich auf die Suche nach den Streichhölzern, die Marta gut versteckt hatte. Ich holte die Lampe vorsichtig vom Regal, aber sie entglitt mir und spritzte Öl auf den Boden.

Die Streichhölzer wollten sich nicht entzünden. Als endlich eins aufflammte, brach es durch und fiel mitten in die Ölpfütze. Zuerst flackerte die Flamme dort unscheinbar und gab eine kleine blaue Rauchwolke von sich. Dann tat sie einen mutigen Sprung in die Zimmermitte.

Es war nicht länger dunkel, und ich konnte Marta gut sehen. Sie schien nicht zu bemerken, was geschah. Ihr schienen auch die Flammen egal zu sein, die sich mittlerweile zur Wand bewegt hatten und die Beine ihres Korbstuhls hinaufkrochen.

Es war nicht länger kalt. Die Flammen waren nun in der Nähe des Eimers, in dem Marta ihre Füße einweichte. Sie musste die Wärme spüren, aber sie bewegte sich nicht. Ich bewunderte ihr Durchhaltevermögen. Nachdem sie eine Nacht und einen Tag dort gesessen hatte, rührte sie sich immer noch nicht.

In dem Raum wurde es sehr heiß. Flammen kletterten Schlingpflanzen gleich die Wände hinauf. Sie knackten wie getrocknete Hülsenfrüchte, auf die man trat, vor allem am Fenster, wo ein schmaler Luftzug eindringen konnte. Ich stand an der Tür, zum Loslaufen bereit, und wartete noch immer darauf, dass Marta sich bewegte. Aber sie hockte steif da, als würde sie von allem nichts bemerken. Die Flammen leckten wie ein zuneigungsvoller Hund an ihren baumelnden Händen.

Nun hinterließen sie rote Spuren an ihren Fingern und kletterten hinauf zu ihrem verfilzten Haar.

Die Flammen funkelten wie ein Weihnachtsbaum und loderten dann auf, schmückten Martas Kopf mit einem spitzen Feuerhut. Sie verwandelte sich in eine Fackel. Von allen Seiten umkreisten sie Flammen, das Wasser im Eimer zischte, wenn Fetzen ihrer abgetragenen Kaninchenfelljacke hineinfielen. Unter den Flammen konnte ich Stücke ihrer runzeligen, schlaffen Haut sehen sowie weiße Flecken an ihren knochigen Armen.

Ich rief sie ein letztes Mal, dann lief ich hinaus auf den Hof. Die Hennen in dem Hühnerstall neben der Hütte gackerten wild und schlugen mit den Flügeln. Die normalerweise so friedliche Kuh muhte und rammte den Kopf gegen das Scheunentor. Ich entschied, nicht auf Martas Erlaubnis zu warten, und ließ die Hühner frei. Hektisch rannten sie aus dem Stall und versuchten mit verzweifelterm Flügelschlagen in die Luft zu steigen. Der Kuh gelang es, das Scheunentor aufzustoßen. In sicherem Abstand zu dem Feuer nahm sie einen Beobachtungsposten ein und käumte dabei nachdenklich wieder.

Mittlerweile war das Hütteninnere ein Inferno. Aus allen Fenstern und Löchern sprangen Flammen. Das Strohdach fing von unten Feuer und qualmte unheilvoll. Ich wunderte mich über Marta. War ihr das alles wirklich so gleichgültig? Hatten ihre Zaubermittel und Beschwörungen sie gegen das Feuer immun gemacht, das alles um sie herum in Asche verwandelte?

Sie war noch immer nicht herausgekommen. Die Hitze wurde unerträglich. Ich musste ans andere Ende

des Hofes gehen. Nun standen auch der Hühnerstall und die Scheune in Flammen. Ein paar vom Feuer aufgeschreckte Ratten rannten panisch über den Hof. Von den dunklen Rändern des Feldes spiegelten die gelben Augen einer Katze die Flammen wider.

Marta kam nicht, obwohl ich noch immer davon überzeugt war, sie könnte unbeschadet aus dem Haus kommen. Aber als eine Wand einstürzte und das verkohlte Innere unter sich begrub, begann ich zu bezweifeln, dass ich sie jemals wiedersehen würde.

In den emporsteigenden Rauchwolken glaubte ich einen seltsamen, rechteckigen Umriss ausmachen zu können. Was war das? Konnte es Martas Seele sein, die in den Himmel entkam? Oder war sie es selbst, die von ihrer alten, krustigen Haut befreit diese Welt auf einem flammenden Besen verließ wie die Hexe in der Geschichte, die mir meine Mutter erzählt hatte?

Laute Männerstimmen und Hundegebell rissen mich aus meiner gebannten Betrachtung des Spektakels aus Funken und Flammen. Die Bauern kamen. Marta hatte mich immer vor den Dorfbewohnern gewarnt. Sie hatte gesagt, dass, sollten sie mich je allein erwischen, sie mich wie eine rüdische Katze ertränken oder mit einer Axt erschlagen würden.

Sobald die ersten menschlichen Gestalten im Lichtkreis erschienen, rannte ich los. Sie sahen mich nicht. Ich rannte wie ein Verrückter, stolperte über ungesehene Baumstümpfe und dornige Büsche. Schließlich stürzte ich in einen Graben. Ich hörte die fernen Stimmen von Menschen und das Krachen einstürzender Wände, dann fiel ich in Schlaf.

Halb erfroren erwachte ich in der Morgendämmerung. Nebel hing einem Spinnennetz gleich an den Grabenrändern. Ich kroch nach oben. Wo Martas Hütte gestanden hatte, stiegen Rauchwölkchen und vereinzelte Flammen aus den verkohlten Trümmern.

Ringsherum herrschte völlige Stille. Ich glaubte, dass ich in dem Graben meinen Eltern begegnen würde. Ich glaubte, dass sie selbst in der Ferne über alles Bescheid wissen mussten, was mir zugestoßen war. War ich nicht ihr Kind? Wozu waren Eltern da, wenn nicht um ihren Kindern in der Gefahr beizustehen?

Nur für den Fall, dass sie auf dem Weg waren, rief ich nach ihnen. Aber niemand antwortete.

Mir war kalt, ich war hungrig und schwach. Ich hatte keine Ahnung, was ich machen oder wohin ich gehen sollte. Meine Eltern waren noch immer nicht da.

Ich zitterte am ganzen Leib und übergab mich. Ich musste Menschen finden. Ich musste ins Dorf.

Auf wunden Füßen humpelte ich über das gelbe Herbstgras zu dem fernen Dorf.

2

Meine Eltern waren nirgendwo in Sicht. Ich rannte über die Felder auf die Bauernhütten zu. An der Wegkreuzung erhob sich ein morsches Kruzifix, das einst blau angestrichen gewesen war. Oben hing ein Heiligenbild, aus dem zwei kaum noch sichtbare, aber anscheinend tränenerfüllte Augen auf die leeren Felder und das rote Glühen der aufgehenden Sonne starrten. Auf einem Arm des Kreuzes hockte ein grauer Vogel. Als er mich erblickte, spreizte er die Flügel und verschwand.

Der Wind trug den verbrannten Geruch von Martas Hütte über die Felder. Aus den sich abkühlenden Trümmern stieg ein dünner Rauchfaden in den winterlichen Himmel.

Frierend und verängstigt betrat ich das Dorf. Die Hütten mit ihren niedrigen Strohdächern und verammelten Fenstern standen halb in der Erde versunken zu beiden Seiten des ungepflasterten Weges.

Die an den Zäunen festgebundenen Hunde entdeckten mich, stießen ihr Heulen aus und zerrten an ihren Ketten. Zu verschreckt, um mich zu bewegen, blieb ich mitten auf dem Weg stehen und wartete darauf, dass sich jeden Moment eines der Tiere losriss.

Mir kam der ungeheuerliche Gedanke, dass meine Eltern nicht hier waren und auch nicht kommen würden. Ich setzte mich auf den Boden und fing wieder

an zu heulen, rief nach meinem Vater und meiner Mutter und sogar nach meinem Kindermädchen.

Frauen und Männer versammelten sich um mich und sprachen in einem mir unbekanntem Dialekt miteinander. Ihre misstrauischen Blicke und Bewegungen machten mir Angst.

Einige von ihnen hielten Hunde an Leinen, die daran zerrten und mich anknurrten.

Jemand stieß mich mit einem Rechen in den Rücken. Ich hüpfte zur Seite. Ein anderer stieß mich mit einem spitzen Stock. Wieder hüpfte ich ein Stück zur Seite und schrie laut auf.

Leben kam in die Menge. Ein Stein traf mich. Ich legte mich mit dem Gesicht auf den Boden und wollte gar nicht wissen, was nun geschehen würde. Mein Kopf wurde mit getrocknetem Kuhmist, vergammelten Kartoffeln, Apfelresten und kleinen Steinen bombardiert. Ich schützte das Gesicht mit den Händen und schrie in den Staub der Straße.

Jemand riss mich auf die Beine. Ein hochgewachsener Bauer mit rotem Gesicht zerrte mich an den Haaren zu sich; mit der anderen Hand verdrehte er mein Ohr. Verzweifelt versuchte ich seinem Griff zu entkommen. Die anderen kreischten vor Lachen. Der Mann stieß mich weiter, trat mich mit seinem Holzschuh. Die Meute brüllte vor Vergnügen, die Männer hielten sich den Bauch und schütteten sich aus vor Lachen. Die Hunde kamen näher an mich heran.

Ein Bauer mit einem Leinensack drängte sich durch die Menge. Er packte mich am Nacken und schob mir den Sack über den Kopf. Dann warf er mich zu Boden

und versuchte den Rest meines Körpers in die stinkende schwarze Erde zu drücken.

Ich wehrte mich mit Händen und Füßen. Ich biss und kratzte. Aber ein Schlag in den Nacken ließ mich das Bewusstsein verlieren.

Ich erwachte voller Schmerzen. In den Sack gestopft war ich über jemandes Schulter geworfen worden; seine schwitzige Wärme konnte ich durch den groben Stoff spüren. Über meinem Kopf war der Sack verschnürt. Als ich mich zu befreien versuchte, stellte mich der Mann auf dem Boden ab und trat mir die Luft aus den Lungen, bis ich benommen war. Zu ängstlich, mich zu rühren, hockte ich reglos da.

Wir kamen zu einem Hof. Eine Kuh muhte, eine Ziege meckerte, und es roch nach Mist. Ich wurde auf den Boden einer Hütte geworfen, und jemand schlug mit einer Peitsche auf den Sack ein. Ich sprang heraus, sprengte die verschnürte Öffnung, als hätte ich mich verbrannt. Der Bauer stand mit der Peitsche in der Hand da. Er prügelte mich auf die Beine. Ich hüpfte wie ein Eichhörnchen herum, während er weiter auf mich einschlug. Der Raum füllte sich mit Leuten: eine Frau mit einer fleckigen Schürze, kleine Kinder, die wie Kakerlaken hinter dem Federbett hervorgekrochen kamen, und zwei Knechte.

Sie bauten sich um mich herum auf. Einer versuchte mein Haar zu berühren. Als ich ihm den Kopf zuwandte, riss er die Hand schnell zurück. Sie unterhielten sich über mich.

Zwar verstand ich nicht viel, aber das Wort »Zigeuner« fiel oft. Ich versuchte ihnen etwas zu sagen, aber

meine Sprache und die Art, wie ich mich ausdrückte, ließen sie nur kichern.

Der Mann, der mich gebracht hatte, schlug mir wieder auf die Waden. Ich sprang in die Höhe, immer höher, während die Kinder und die Erwachsenen vor Lachen kreischten.

Man drückte mir ein Stück Brot in die Hand, dann sperrte man mich in den Verschlag für das Feuerholz. Die Peitschenschläge brannten auf meiner Haut, und ich konnte nicht einschlafen. In dem Verschlag war es dunkel, und ganz in der Nähe konnte ich Ratten umherhuschen hören. Als sie meine Beine berührten, schrie ich und schreckte die Hühner auf, die hinter der Wand schliefen.

Während der nächsten Tage kamen Bauern mit ihren Familien zu der Hütte, um mich anzustarren. Der Hofbesitzer peitschte meine verkrusteten Beine, damit ich wie ein Frosch hüpfte. Man hatte mir einen Sack als Kleidung gegeben, in den man zwei Löcher für die Beine geschnitten hatte; ansonsten war ich nackt. Der Sack rutschte oft herunter, wenn ich sprang. Die Männer schüttelten sich aus vor Lachen, und die Frauen kicherten und sahen zu, wie ich mein kleines Schwänzchen zu bedecken versuchte. Ich starrte ein paar von ihnen in die Augen, und sie wandten schnell den Blick ab oder spuckten dreimal aus.

Eines Tages kam eine ältere Frau namens Olga zu Besuch. Der Hofbesitzer behandelte sie sehr respektvoll. Sie unterzog mich von Kopf bis Fuß einer genauen Musterung, untersuchte meine Augen und Zähne, tastete meine Knochen ab und befahl mir, in einen kleinen Becher zu pinkeln. Dann untersuchte sie meinen Urin.

Danach beschäftigte sie sich lange mit der großen Narbe auf meinem Bauch, dem Andenken an meine Blinddarmoperation, und knetete meinen Bauch mit beiden Händen. Nach der Untersuchung feilschte sie lange und energisch mit dem Bauern, bis sie schließlich eine Schnur um meinen Hals band und mich mitnahm. Ich war gekauft worden.

Von nun an lebte ich in ihrer Hütte. Sie bestand aus zwei Räumen, die man aus dem Erdboden gekratzt hatte. Dort lagen Haufen aus getrocknetem Gras, Blättern und Büschen sowie kleinen, seltsam geformten bunten Steinen, es gab Frösche, Maulwürfe und Krüge voller umherwieselnder Eidechsen und Würmer. In der Mitte hingen große Kessel über einem brennenden Feuer.

Olga zeigte mir alles. Ich musste mich um das Feuer kümmern, Holz aus dem Wald holen und die Tierställe ausmisten. In der Hütte gab es alle möglichen Pulver, die Olga in einem großen Mörser zubereitete, in dem sie verschiedene Zutaten mischte und zerstampfte. Auch dabei musste ich ihr helfen.

Früh am Morgen nahm sie mich mit ins Dorf. Die Frauen und Männer bekreuzigten sich, wenn sie uns sahen, grüßten aber höflich. Die Kranke wartete im Haus.

Eine stöhnende Frau hielt sich den Leib. Olga befahl mir, den warmen und feuchten Bauch zu massieren und anzustarren, während sie irgendwelche Worte murmelte und über unseren Köpfen Zeichen in die Luft malte. Einmal kamen wir zu einem Kind mit einem fauligen Bein, aus dessen zerfurchter brauner Haut blutiger gelber Eiter tropfte. Der Gestank war so schlimm, dass

selbst Olga ständig die Tür aufstieß, um frische Luft hereinzulassen.

Ich starrte das faulige Bein den ganzen Tag an, während das Kind entweder schluchzte oder einschlief. Die verängstigte Familie saß draußen und betete lautstark. Als das Kind wieder die Augen schloss, hielt Olga eine rot glühende Eisenstange, die bereits im Feuer gelegen hatte, an das Bein und brannte die Wunde sorgfältig aus. Das Kind schrie laut auf, schlug um sich, fiel in Ohnmacht und kam wieder zu Bewusstsein. Der Geruch von verbranntem Fleisch erfüllte den Raum. Die Wunde brutzelte wie Schinkenstücke in einer Pfanne. Nachdem die Wunde ausgebrannt war, bedeckte Olga sie mit nassem Brot, in das man Spinnweben und Schimmel hineingeknetet hatte.

Olga kannte für fast jede Krankheit ein Mittel, und meine Bewunderung für sie wuchs zusehends. Besucher kamen mit allen möglichen Beschwerden, und fast immer konnte sie helfen. Hatte ein Mann Ohrenschmerzen, wusch Olga sie mit Kümmelöl, steckte einen Fetzen in Trompetenform gedrehtes und in heißes Wachs getauchtes Leinen hinein und zündete den Stoff an. Der an einen Tisch gefesselte Patient schrie vor Schmerzen, während das Feuer den restlichen Stoff im Ohr verbrannte. Dann blies sie die Überreste aus dem Ohr, das »Sägemehl«, wie sie es nannte, und bestrich die verbrannten Stellen mit einer Salbe aus einer zerdrückten Zwiebel, dem Magensaft einer Ziege oder eines Kaninchens und einem Schuss Wodka.

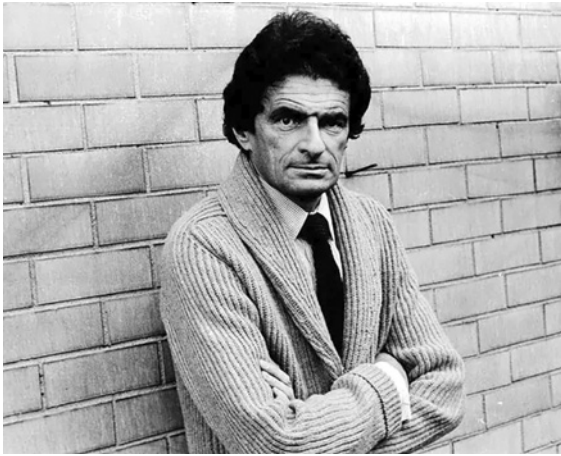
Sie schnitt auch Furunkel, Grützbeutel und Geschwüre auf und zog faule Zähne. Die Furunkel steckte

sie in Essig, bis sie mariniert waren und als Medizin verwendet werden konnten. Den Eiter aus den Wunden sammelte sie in besonderen Tassen und ließ ihn ein paar Tage fermentieren. Die gezogenen Zähne pulverisierte ich in einem großen Mörser, und das so entstandene Pulver wurde auf Stücken von Baumrinde oben auf dem Ofen getrocknet.

Manchmal kam im Dunkel der Nacht ein verängstigter Bauer angelaufen, damit Olga bei einer Geburt half. Dann schlang sie ein großes Tuch um den Körper und zitterte durch Kälte und Schlafmangel. Als man sie in eines der Nachbardörfer holte und sie mehrere Tage lang nicht zurückkam, passte ich auf die Hütte auf, fütterte die Tiere und hielt das Feuer am Brennen.

Obwohl Olga einen seltsamen Dialekt sprach, verstanden wir einander irgendwann recht gut. Im Winter, wenn der Sturm heulte und das Dorf fest im Griff unpassierbarer Schneemassen war, saßen wir zusammen in der warmen Hütte, und Olga erzählte mir von allen Kindern Gottes und allen Geistern Satans.

Mich nannte sie den Schwarzen. Von ihr erfuhr ich zum ersten Mal, dass ich von einem bösen Geist besessen war, der tief in meinem Inneren kauerte wie ein Maulwurf in einem tiefen Bau und von dessen Anwesenheit ich nichts wusste. Einen Finsterling wie mich, der von diesem bösen Geist besessen war, konnte man an seinen verhexten schwarzen Augen erkennen, die nicht blinzelten, wenn sie in helle klare Augen blickten. Darum konnte ich andere Menschen anstarren und sie, ohne es zu wissen, verhexen.



Jerzy Kosinski, 1933 in Polen als Józef Lewinkopf geboren, wurde 1939 nach dem Überfall der Deutschen unter falschem Namen bei einer katholischen Familie versteckt. 1957 emigrierte er in die Vereinigten Staaten. Er wurde Schriftsteller, arbeitete aber auch als Schauspieler und Drehbuchautor.

The Painted Bird ist sein wichtigster Roman. Er erschien 1965 und erschütterte Millionen Leser auf der ganzen Welt.

Kosinski schildert das Triebhafte und Abgründige im Menschen, aber auch die tiefe Vereinsamung unseres Daseins. Etwas von Franz Kafka schwingt in seinen Werken mit, und wie Kafka schrieb er in einer ganz klaren Prosa. Seine Arbeiten wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, darunter der National Book Award.

1991 wählte er den Freitod. Sein Abschiedsbrief lautete: »Ich werde mich jetzt für ein bisschen länger als gewöhnlich schlafen legen. Nennt es Ewigkeit.«